



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Goethe, Kant und Chamberlain. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die Deutschen nur zur Folge gehabt, daß sich die Spaltungen unter ihren Parteien erweiterten. Sobald aber dem Reichsrat keine Macht über die nationalen Kulturangelegenheiten mehr zustünde, würde auch die Nationalität nicht mehr allein maßgebend für die Bildung der Parteien sein. Politische und auch wirtschaftliche Erwägungen würden in den Vordergrund treten und mehr und mehr die Gruppierung der Parteien bestimmen; kurz, es wäre die Möglichkeit eines Zusammengehns Deutscher und Nichtdeutscher und damit auch die Möglichkeit einer Rassierung der bürgerlichen und der bäuerlichen Elemente ohne Unterschied der Nationalität gegen die Sozialdemokratie gegeben.

Gewiß würde das denen wenig passen, die die Wahlrechtsbewegung in Fluß gebracht haben. Weil der Mittelstand dem wirtschaftlichen Liberalismus untreu geworden ist, weil sich Handwerker und Bauern in den letzten Jahren zur Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen zusammengetan und dadurch Einfluß auf die Gesetzgebung erlangt haben — es sei nur auf die Gewerbenovelle und das Verbot des Blankoterminalhandels an der Fruchtbörse hingewiesen —, und weil der Einfluß des Mittelstandes auf Gesetzgebung und Verwaltung in demselben Maße zu wachsen verspricht, in dem die sich durch die wirtschaftspolitische Organisation des Mittelstandes immer stärker geltend machende Neigung zu einer nationalen Verständigung die Spannung zwischen Deutschen und Slaven mindert, versucht man es auf gegenteiliger Seite, durch Entfesselung der Wahlreformfrage dem sich immer breitere Volksschichten erobernden Gedanken einer Regelung der Nationalitätenfrage durch eine entsprechende Änderung der Verfassung wieder in den Hintergrund zu drängen und durch Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts den Mittelstand an die Wand zu drücken.

In seinem Mittelstande ruht aber die nationale Kraft des deutschen Volkes in Österreich, und darum kann es einer weiteren Demokratisierung des Wahlrechts nur dann zustimmen, wenn ihr eine Revision der Verfassung vorangegangen ist, die die Nationalitätenfrage aus dem Reichsrat ausschaltet und es dadurch den Deutschen ermöglicht, ohne Preisgebung nationaler Interessen mit Nichtdeutschen Bündnisse einzugehn, um so auch als nationale Minorität ihr intellektuelles und wirtschaftliches Übergewicht zur Geltung zu bringen.



## Goethe, Kant und Chamberlain

### 1



oufston Stewart Chamberlain hat die Welt mit einem zweiten monumentalen Werke überrascht: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. (München, F. Bruckmann, 1905; 12 Mark.) Er sieht unsre edle Kultur, „das von Germanen errichtete Weltreich des Geistes“ von zwei Seiten bedroht. „Eine erstarkende römische Kirche auf der einen Seite, die schon die Hand auf unsre Schulen ausstreckt, um das reine Gemüt der Kinder auf immer mit ihrem jede Freiheit tötenden Gift zu impfen, unterstützt dabei von Katholiken zweiter Güte, das heißt von Protestanten, die nicht mehr protestieren,

sondern sich biegen und bücken und es Rom nachmachen, und auf der andern Seite eine angeblich empirisch-wissenschaftliche Weltanschauung, die in der Aufstellung und Erfassung des Problems des Daseins hinter Thales zurückgegangen ist; die jenes herrlich-kühne Paradoxon der mathematischen Physik — die Welt sei nichts als Bewegung in leeren Räumen — für bare Münze nimmt und uns nun die Gestalt, die Persönlichkeit, den einzig erlösenden Gedanken der Freiheit raubt, um auch in uns Menschen, uns Enkeln Homers und Leonards und Nadjnavalkhas und der Propheten, nichts weiter als aufgezogene Bratenwender zu erblicken.“ Den zweiten Feind hält er für gefährlicher als den ersten, und die Bekämpfung des darwinisch-materialistischen Monismus in diesem Buche gehört zu dem treffendsten, was je über den Gegenstand gesagt worden ist. Seite 465 bis 526 findet man eine zusammenhängende Kritik dieser „plumpen Mythologie“, und gelegentlich, zum Beispiel Seite 59 bis 60, 79, 249, 254, 334 Anmerkung 1, 353 bis 354, 636 bis 637, 691, 737, versetzt er dem Haeckelschen Gedankenungetüm elegante Hiebe. Chamberlain glaubt es nun Kant zu verdanken, daß er zwischen den Extremen hindurch den richtigen Weg gefunden hat. Er hegt für den Alten von Königsberg unaussprechliche Verehrung, ist überzeugt, daß dieser unser Retter aus den drohenden Gefahren werden könne, und will die Deutschen zu ihm hinführen. Aber nicht etwa durch eine neue Erklärung der Kritik der reinen Vernunft. Mit dieser das Studium Kants anzufangen, die ja bekanntlich lernbegierige Jünglinge abzuschrecken pflegt, davor warnt er ausdrücklich; er selbst, meint er, werde sie wohl niemals ganz verstehen. Sondern Kants Leben, seine Persönlichkeit, seine Gesinnung, seine Art zu denken und zu forschen möchte er seinen Lesern anschaulich machen; und zu diesem Zweck stellt er fünf andre große — nicht etwa Professoren der Philosophie, ein solcher sei der Mathematiker und Naturforscher Kant ganz zufällig geworden — sondern Weltanschauer neben ihn: Goethe, Descartes, Leonardo da Vinci, Giordano Bruno und Plato. Wenn wir nun einen Begriff davon geben wollten, wie der Verfasser diese Männer, Kant selbst und die gegenseitigen Beziehungen aller zueinander darstellt, müßten wir mindestens sechs Aufsätze schreiben. Da das nicht geht, beschränken wir uns darauf, in Anlehnung an Chamberlain das Verhältnis Goethes zu Kant selbständig und kurz zu charakterisieren, und tun das um so lieber, als uns ein andres Buch das Material dazu: eine Sammlung der hierfür in Betracht kommenden Äußerungen Goethes, auf das bequemste zugänglich macht: Goethes Philosophie aus seinen Werken. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Heynacher. (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1905. Es ist der 109. Band der in diesem Verlag erscheinenden Philosophischen Bibliothek. Der 108. Band enthält Leibnizische Schriften zur Biologie und Entwicklungsgeschichte, herausgegeben von Dr. Ernst Cassirer. Den ersten Band von Cassirers Leibnizsammlung haben wir seinerzeit empfohlen.)

„Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ“, bekennet Goethe im Jahre 1817. Es kommt darauf an, was man unter Philosophie versteht. In der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ist Goethe der größte aller deutschen Philosophen, denn keines andern Mannes Schriften sind so voll

köstlicher Lebensweisheit. Und nimmt man Philosophie gleichbedeutend mit Weltanschauung, so hat er die seine zwar nicht systematisch dargestellt, aber jeder Leser kann sie leicht herausfinden: Natur und Menschenwelt ein von Gott be-seeltes Ganze, das durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Teile wie durch ihre Harmonie den Beschauer entzückt, und in dessen Getriebe der Tätige den Ort und die Gelegenheit findet, in der Übung seiner Kräfte dieser froh zu werden. Für Philosophie im eigentlichen Sinne, womit er ohne Zweifel die Schulphilosophie meint, hatte er freilich kein Organ. Denn die bewegt sich in Abstraktionen, während sein Element die Anschauung der Dinge und das Wirken im konkreten Besondern war. Wunderlicherweise meint Chamberlain, er sei außerdem noch „durch den unseligen Jugendverkehr mit Spinoza für alle echte Metaphysik verdorben“ worden. Dessen bedurfte es doch gar nicht bei Goethes der Metaphysik durchaus abgewandter Naturanlage, die Chamberlain selbst tief erfaßt hat und höchst originell schildert. Goethe war ganz Augenmensch. Die Schönheit ihrer Augen ist an beiden, sowohl an Goethe wie an Kant, gerühmt worden; sie begeistert Chamberlain zu Lobpreisungen, die zugleich den merkwürdigen Unterschied dieser schönen und auch scharfen Augen andeuten. „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat, spricht Goethe als Dreiundsechzigjähriger. Hierin liegt ja das Geheimnis jenes wunderbaren Phänomens, daß Goethe nie aufhörte zu wachsen, daß er auch als Greis mit jedem Frühling — wie eine ehrwürdige Eiche — Blätter treibt, so frisch und grün und jung wie ein heurriger Schößling. Er hört eben nie auf, sich zu nähren. Das Auge ist es, das den Zusammenhang zwischen dem Individuum und der Natur herstellt, in zweiter Reihe dann die andern Sinne; wogegen der Intellekt, ob als einfaches Ganglion in das erste Segment des Erdwurms oder als gewaltig angewachsne Hirnmasse in unsern harten Hirnschädel eingeschlossen, immer in verborgnen, unzugänglichen Tiefen ruht, geschieden von der Welt, ein geborner Egotist. Das Auge ist die Brücke. Freilich, was sollte das Auge, die Brücke, wenn nicht da drinnen im dunkeln Burgsaal ein König auf Gäste wartete, ein zaubermächtiger König, der alles nach seinem Willen umformt usw.“ Als Augenmensch war Goethe vor allem Kunstfreund und Dichter. Darin „liegt der Kernpunkt des Kontrastes mit Kant“. So zum Beispiel kann das Auge nur das Gegenwärtige erfassen. „Wer sich ihm hingibt, wird immer mit Leidenschaft dem gegenwärtigen Eindruck angehören, diesem Eindruck, der einesteils durch den Gegenstand, andernteils durch die wechselnde Beschaffenheit des Auges bedingt ist.“ So sei es zu erklären, daß Goethe als Jüngling für das Straßburger Münster schwärmte, in seiner italienischen Periode die Gotik verabscheute, dann, von den Brüdern Boisseree angeregt, noch einmal Verständnis dafür gewann. „Kant wehrt sich mißtrauisch gegen derlei Einflüsse; er schließt das Auge.“ Und dieses für die unmittelbar umgebende Außenwelt geschlossene, nach innen geöffnete Auge Kants ist nun vielleicht das Wertwürdigste an diesem. Schon viele haben darüber gestaunt, daß Kant, der niemals aus der nächsten Umgebung von Königsberg herausgekommen ist, niemals Kunst-

sammlungen, fremde Länder und Völker zu sehen Gelegenheit gehabt hat, alle solche Dinge höchst anschaulich beschreibt und in ihrer Beurteilung, zum Beispiel in der Charakteristik von Nationalcharakteren, den Nagel auf den Kopf trifft. Chamberlain bringt noch eine Anzahl Belege dafür bei, daß er Bauwerke, Kriegsschauplätze, chemische Experimente, die er niemals gesehen hatte, genauer und richtiger zu beschreiben imstande war als Leute, die das Beschriebne mit Augen gesehen hatten. Er hatte demnach eine außergewöhnliche Kraft der innern Anschauung, der er durch Lektüre beständig Stoff zuführte; denn nicht philosophische Werke las er — die fand er so unverdaulich, wie die meisten Menschen die seinen finden —, sondern naturwissenschaftliche und geographische, besonders Reisebeschreibungen. Und die genauen und richtigen Beschreibungen, die er selbst danach entwarf, beweisen, daß seine innere Anschauung exakt war. Er sah als Mathematiker und war darum für die exakte Naturwissenschaft angelegt, Goethe — zwar Augenmensch, aber nicht mit mathematischem Verstand, sondern mit vorwiegender Phantasie begabt — sah ungenau und konnte darum zwar Kunstfreund und Kunstverständiger werden, aber nicht ausübender Künstler. Weil ihm die Gabe mathematischer Auffassung fehlte, die Leonardo als unerläßlich für die Ausübung der bildenden Künste darstellt, hat er es nach eigenem Geständnis nie weit im Zeichnen gebracht.

Sein leibliches Auge stand eben im Dienste des geistigen Auges, der Phantasie. Daß dem so sei, hat ihm erst Schiller klar gemacht. Bekanntlich konnte er diesen anfänglich nicht leiden und mied ein paar Jahre lang die Berührung mit ihm. Die Räuber schienen ihm nicht weniger verderblich als Heines Ardinghello, und in der Abhandlung über Anmut und Würde sah er eine Herabsetzung der Natur, in dem Sage von dem Genie, das „sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt“, eine persönliche Beleidigung, da er glaubte, Schiller habe ihn gemeint. In einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft zu Jena im Jahre 1794 sahen sie einander das erstemal, gingen miteinander fort, das Gespräch, das sich unterwegs entsponnen hatte, wurde in Schillers Wohnung zu Ende geführt, und da, erzählt Goethe, „trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehn. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedner Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: »Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.« Ich stuzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“

Mit dem Auge des Geistes hatte er sie gesehen, mit Künstleraugen. „Ein ewig aufnehmendes Auge strahlt auch ewig zurück, und somit pflückt es im Garten der Natur seine eignen Ideen und glaubt, sie seien dort gewachsen.“ (Ch.) Aber er hat sich durch Schiller belehren lassen und von da ab, wie er sich denn überhaupt bekanntlich unter des neuen Freundes Einfluß weiterbildete,

das Wort „Idee“ oft gebraucht, wenn er von seiner Metamorphosenlehre sprach. Was ihn zu dieser trieb, war das Bedürfnis der Ordnung, Klärung, Sichtung, Vereinheitlichung, Anschaulichkeit. Die unübersehbare Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der organischen Welt verwirrte, und Verwirrung peinigte ihn. Er fühlte sich gedrungen, die Mannigfaltigkeit auf eine einfache Mustergestalt zurückzuführen. Nun kannte er, wie jedermann, die Metamorphose der Insekten, und in den Verwandlungen, die man an schnellwachsenden krautartigen Pflanzen beobachten kann, glaubte er etwas ähnliches zu sehen. Er beachtete nicht, meint Chamberlain, daß das fertige Baumblatt Blatt bleibt und sonst weiter nichts wird, und daß es ganz andre Teile der Pflanze sind, aus denen Wurzeln, Blüten und Früchte entstehen, sondern dekretierte einfach: die Pflanze ist Blatt; alle übrigen Teile sind nur Umbildungen des Blattes. Mit der Urpflanze, die er zu sehen glaubte, war nichts anzufangen. Daß sie sich in keiner Spezies, in keinem Individuum verkörpere, gestand er sich ein, und darum konnte man sie weder für die erste Pflanze halten, von der alle andern abstammten, noch für eine Idealpflanze, der die Pflanzenwelt zustrebte; denn eine Pflanze, die alle Schönheiten der Rose, des Weichens, der Eiche, der Palme in sich vereinigt, ist undenkbar. Also brauchte er ein Symbol für seine typische Pflanze, und im Blatt glaubte er das endlich gefunden zu haben. Lebte er heute, so würde er seine Urpflanze vielleicht in der stilifizierte Blume erkennen, die als „Buchschnuck“ beliebt ist. Für die Wissenschaft war also mit dieser Metamorphosenlehre nichts gewonnen. Aber, meint Chamberlain, sie hat für die Kultur Bedeutung als eine Anleitung zum Sehen. Und das zeigt sich nun noch deutlicher an der Metamorphose der Tiere. Zwar hat die Wissenschaft Goethes Hauptdogma verworfen, das ihm der auf dem Vido zu Venedig gefundene Schaffskädel zu bestätigen schien, nämlich daß sämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien. Aber den Zwischenkieferknochen, an dem die Schneidezähne sitzen, und der bis dahin dem Menschen abgesprochen worden war, hat die Wissenschaft anerkannt. So haben also mit seiner Hilfe die Forscher mit leiblichen Augen einen Gegenstand sehen gelernt, den Goethe zuerst in der Idee geschaut und dann mit dem durch die Idee geschärften Blick auch in der Wirklichkeit gefunden hatte. Und so hilft das Künstlerauge nicht allein Schönheiten, sondern auch Wirklichkeiten und Wahrheiten in der Natur entdecken. Man hat es seitdem anerkannt, daß erfolgreiche Forschung ohne schöpferische Phantasie gar nicht möglich ist. Die Leser mögen sich erinnern, was Friedrich Kugel als Knabe in einem Wasserbottich alles gesehen hat; und der eine von den beiden berühmtesten Chemikern der Gegenwart, van't Hoff, hat die Reihe seiner Schriften mit einer Abhandlung über „die Phantasie in der Wissenschaft“ eröffnet. Ganz richtig sagt Chamberlain, Goethe habe die Wissenschaft nicht eigentlich gefördert, aber angeregt.

Noch deutlicher als bei der Metamorphose wird der Gegensatz Goethes zu den Exakten bei der Farbenlehre. Die Exakten wissen nicht, was Goethe meint, und Goethe hat keine Ahnung davon gehabt, was die Exakten wollen. Als ihn Eckermann, dem er seine Ansicht an einer Spiritusflamme demonstriert hat, dann fragt: Wie erklären denn die Schüler von Newton dieses einfache

Phänomen? antwortet Goethe: „Das müssen Sie gar nicht wissen; es ist gar zu dumm; und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe tut, wenn er sich mit etwas Dummem befaßt.“ Chamberlain schreibt: „Hat eine glänzende Entdeckungsbahn für den Wert der mathematischen Methode gezeugt, so hat ein Jahrhundert von Untersuchungen zu dem Ergebnis geführt, daß Goethe — und Goethe allein — die Farbenphänomene richtig beobachtet hat.“ Also dieses war Goethes Absicht und Aufgabe, die Farbenphänomene, die Wirkung der verschiedenen Farben auf Auge und Gemüt, das Ergebnis der mannigfachen Farbmischungen genau zu beschreiben, und das hat er geleistet. Die Aufgabe der von Cartesius und Newton begründeten wissenschaftlichen Optik dagegen besteht darin, die Lichterscheinungen berechenbar und dadurch nutzbar zu machen. Cartesius hat durch die Ätherhypothese den Grund gelegt, und Newton, dessen Emissionshypothese übrigens bekanntlich verworfen worden ist, hat die Nutzbarmachung durch Berechnung eingeleitet. Chamberlain weist die tollen Widersprüche und Unmöglichkeiten der heutigen optischen Theorien nach, die aber so lange nichts zu bedeuten haben, als sie ihren Zweck erfüllen, und nur dann den Spott herausfordern, wenn die achthundert Billionen Ätherschwingungen in der Sekunde, die das violette Licht erzeugen sollen, samt dem Duzend sonstigen Unglaublichkeiten, mit denen sie kompliziert sind, als Wirklichkeit genommen werden, was allerdings nach Chamberlains Erfahrung ziemlich allgemein zu geschehn scheint: „daß die Farben Schwingungen sind, ist ein Dogma; Anathema dem, der die faktosankten Schwingungen als ein bloßes Schema für die Berechnung betrachten wollte!“

Hier sehen wir nun klar, worin Goethes Abneigung gegen die Metaphysik und seine Unfähigkeit dafür wurzelte. Die neue Physik fußt auf der Metaphysik. Ihre Methode besteht darin, daß sie die Naturerscheinungen berechenbar macht. Berechenbar ist das Meßbare, und meßbar sind Zeit und Raum oder vielmehr begrenzte Teile von Zeit und Raum. Die Zeit aber wird an den Ortsveränderungen gemessen, die gewisse Körper vollziehen, an deren Bewegung im Raume. Demnach muß man die Naturerscheinungen, um sie zum Gegenstand der exakten, d. h. mathematischen Wissenschaft machen zu können, auf Bewegungen im Raume zurückführen. Das ist jedoch bei den chemischen, optischen, elektrischen, Wärmeerscheinungen nur möglich, wenn man eine Bewegung kleinster Teile der Materie annimmt, die der Erfahrung durch Beobachtung unzugänglich sind, und außerdem Bewegungen eines Etwas, das unsichtbar, unfühlfbar, unwägbar und darum keine Materie ist, und das man Äther nennt. Selbstverständlich sind die Körperatome und der Äther hypothetische Wesen, und die allermodernsten Physiker und Chemiker, Mach und Ostwald, behaupten sogar, sie bedürften zu ihren Berechnungen der atomistischen Hypothese nicht mehr und kämen mit der „Energie“ aus, die noch weit hypothetischer ist; denn die Körper- und die Ätheratome kann man sich wenigstens als gruppenweise tanzende mathematische Punkte vorstellen, dagegen können wir uns von einer Energie, die etwas andres wäre als ein handelnder menschlicher Wille, schlechterdings keine Vorstellung machen. Wie schon bemerkt wurde, sind aber die Physiker nicht immer dabei stehn geblieben, die Körper- und Ätheratome und ihre Schwingungen

für eine bloße Rechenhilfe zu halten. \*) Sie für Wirklichkeit, für Kants „Ding an sich“ anzusehen, schien die von Locke verkündigte Wahrheit zu zwingen, daß die Eigenschaften: blau, warm, süß, wohlriechend, hart, glatt, tönend nicht den Dingen anhaften, sondern nur in unserm Bewußtsein entstehen, so oft der Nerv des entsprechenden Sinnesorgans von außen erregt wird, und daß sie ohne eine bewußte Empfindung gar keinen Sinn haben; und da der Ton durch die sich in das Ohr fortpflanzenden Schwingungen entsteht, die sinnlich wahrnehmbar sind, so lag es nahe, die übrigen Sinneswahrnehmungen auf einen ähnlichen Vorgang zurückzuführen; daß also die Bewußtseinszustände, die wir: Blaues sehen, Warmes fühlen usw. nennen, ebenfalls durch Schwingungen einer an sich qualitätslosen Materie verursacht werden. Die Grenzbotenleser wissen, daß sogar Fechner, der doch Physiker und Mathematiker von Fach war, diese Verwandlung der Natur in einen toten, starren, lichtlosen Mechanismus unerträglich gefunden und dieser „Nachtansicht“ eine Tagansicht entgegengesetzt, und daß Nagel (seine Betrachtungen darüber sind in die Glückseln und Träume aufgenommen worden) ihm beige stimmt hat. Wie hätte sich Goethe, dessen unersättlichen Augen die Schönheit der Farben und der Gestalten einen ununterbrochenen Festschmaus bereitete, der die Natur mit der Glut eines Liebhabers umfaßte, zu der Auffassung verstehen können, daß das, was er als Liebchen ans Herz drückte, ein aus qualitätslosen Atomegruppen bestehendes Gespenst sei, dem nur sein eignes Bewußtsein die warme, blühende, farbenreiche Körperlichkeit verleihe! Was der modernen Physik ihren ungeheuern Wert verleiht, das ist bekanntlich die Technik, die wir ihr verdanken. Freilich gewährt sie auch dem Erkenntnisvermögen Befriedigung, indem sie den Zusammenhang der Naturerscheinungen einigermaßen versteht lehrt, aber die Zahl der für diesen Genuß empfänglichen Seelen ist nicht groß, und gerade auch Menschen wie Goethe, die einen ganz andern als den mechanischen Zusammenhang suchen, gehören nicht dazu. Von der modernen Technik aber hatte man um das Jahr 1800 erst schwache Anfänge kennen lernen, und hätte Goethe ihre volle Entfaltung erlebt, so würde sie ihm, bei seiner Art zu fühlen, mehr Unbehagen als Entzücken verursacht haben. Und gerade auch die mathematische Physik hätte man ihm von dieser Seite her nicht empfehlen können. Chamberlain bemerkt: „Der Mathematiker ist Meister über die Natur, urteilt Kant mit

\*) Eins der besten und neuesten Lehrbücher der Physik, das von Höpfer, Matz und Proßke (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1904), hebt den hypothetischen Charakter der Atom- und der Äthertheorie an allen entscheidenden Stellen auf das schärfste hervor, will sie aber auch nicht als bloße Rechenhilfe, sondern als wirkliche Erklärungsversuche angesehen wissen. In der Vorrede wird gesagt: „Die Mode, die über alles »Erklären«, über die Begriffe der Ursache, der Kraft den Bann gesprochen hat, machen wir in völlig bewußter Weise nicht mit; wir hoffen aber [oder vielmehr?], daß, wo in dem Buche von Kräften und Energien die Rede ist, der Schüler nicht den Eindruck bekommen kann, als seien das bloße Wörter, oder was nicht wesentlich besser wäre, bloße Zahlformeln. Wir meinen, daß durch die beharrlichen Hinweise auf die sachliche Grenze zwischen Beschreibung und Erklärung das logische Gewissen des Schülers für den Unterschied zwischen Tatsachen und Gesetzen einerseits, Hypothesen und Theorien andererseits viel empfindlicher gemacht wird als durch eine dogmatische Versicherung, die Mechanik (und dergleichen jedes andre Kapitel der Physik) habe es seit dem Jahre 1874, da Kirchhoff sein bekanntes Wort gesprochen, nur noch mit dem »Beschreiben« zu tun.“

Recht; doch was weiß ein Meister von seinem Sklaven? Nichts als die Arbeit, die er ihn verrichten läßt. Goethe steht der Natur in einer andern Gemüthsverfassung gegenüber, darum auch in einer andern Geistesverfassung. Nicht meistern will er die Natur, sondern sie innerlich besitzen.“

So war es denn natürlich, daß Kant, als Mitbegründer der mathematischen Physik und in einer Beziehung ihr Vollender (hat er doch sogar Zeit und Raum ins Innere der Menschenseele verlegt), Goethen abstieß, während diesen Spinoza anzog. Zwar ist auch dieser höchst abstrakt, und Goethe hat ihn weder im Zusammenhang durchstudiert, noch, wie es scheint, am einzelnen der in Ethik verkleideten spinozistischen Metaphysik sonderliches Gefallen gefunden. Er bekennt in Venedig, daß ihn die Sehnsucht nach Stalien krank gemacht habe, und daß er, um sich nicht noch kränker zu machen, keinen lateinischen Klassiker anrühren durfte. Herder habe gespottet, als er bemerkte, daß Spinoza das einzige lateinische Buch sei, das er in dieser Periode las. „Er wußte aber nicht, wie sehr ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete.“ Was ihn im Spinoza anzog und erbaute, das war dessen deutlich und kräftig ausgesprochener Pantheismus, der die Natur beseelt, mit dem man sie sich lebendig denken und die Welt, Gott und den Menschen eingeschlossen, als ein einheitliches Ganze auffassen kann; denn das war es, was seine innerste Natur forderte. Er fühle sich Spinoza sehr nahe, schrieb er an Knebel, als er ihn das zweitemal, eben vor der italienischen Reise, vorgenommen hatte. In Briefen an Jacobi vom Jahre 1785 schreibt er:

Ich übe mich an Spinoza, ich lese und lese ihn wieder und erwarte mit Verlangen, bis der Streit über seinen Leichnam losbrechen wird. . . . Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fließt. Er beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andre deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen. Vergib mir, daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren nähern und tiefern Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blick alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen. Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlaubens nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaube ich ihn zu verstehen, das heißt er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse davon entnehmen. . . . Verzeih mir, der ich nie an metaphysische Vorstellungsart Anspruch gemacht habe, daß ich nach so langer Zeit nicht mehr und nichts besseres schreibe. . . . Daß ich dir über dein Büchlein nicht mehr geschrieben, verzeih! Ich mag weder vornehm noch gleichgiltig scheinen. Du weißt, daß ich über die Sache selbst nicht deiner Meinung bin, daß mir Spinozismus und Atheismus zweierlei ist, daß ich den Spinoza, wenn ich ihn lese, mir nur aus sich selbst erklären kann, und daß ich, ohne seine Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch, wenn die Rede wäre, ein Buch anzugeben, das unter allen, die ich kenne, am meisten mit der meinigen übereinkommt, die Ethik des Spinoza nennen müßte. . . . An dir ist vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde usw. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet [mit

seiner Physik, die, wie wir gesehen haben, von der modernen grundverschieden ist], damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. . . . Wenn du sagst, man könne von Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der scientia intuitiva spricht und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum: so geben mir diese wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich [er]reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde, und was mir zugeschnitten ist.

Als dann später, 1811, der Theist Jacobi die Schrift „Von den göttlichen Dingen“ veröffentlicht, und Schelling eine Streitschrift dagegen gerichtet hatte, stellte sich Goethe entschieden auf Schellings Seite. Er schrieb an Knebel: „Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem beengten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzose sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die notwendigen Doppelingredienzen des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können; wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.“ Und in den Tages- und Jahreshäften von 1812 bemerkt er: „Jacobi »Von den göttlichen Dingen« machte mir nicht wohl. Wie konnte mir das Buch eines herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, sodas diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Mhl und fand in Spinozas Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung.“ Nach Jacobis Tode 1819 urteilt er: „Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur, uns trennte, was uns hätte vereinigen sollen. Der erste Grund unsrer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Anteil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Sonderbar! Daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrtum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen. Warum sagten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehn. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen!“

Chamberlain, um das nebenbei zu bemerken, erwähnt nicht den Streit Goethes mit Jacobi. Hätte er es getan, so hätte er sich auf Jacobis Seite

stellen müssen, denn er findet Goethes Monismus entsetzlich, was sich bei dem Vertreter indischer Weisheit wunderbar ausnimmt. („Bedauerenswert“ nennt er Goethes Wort: Die Materie kann nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren.) Zudem kann doch der Monismus, wenn man ihn weder materialistisch noch im Sinne von Fichtes Idealismus, sondern nach Leibnizens und Loges-Weise versteht, höchstens dem streng orthodoxen Theologen anstößig sein und in der Philosophie nicht die mindeste Verwirrung anrichten. Auch beseitigt die Logische Fassung das Gespenstisch-Tote des hypothetischen Atommechanismus. Wenn man sich nun erinnert, daß Kant nicht weniger scharf als Jacobi Natur und Geist voneinander schied, und außerdem an seine unverständliche Sprache (gerade an den entscheidenden Stellen seiner Kritik ist sie unverständlich, sonst nicht) und an seinen Rigorismus denkt, so scheint Goethe durch eine unüberbrückbare Kluft von ihm getrennt zu sein. In der Rezension einer Psychologie vom Jahre 1824 schreibt Goethe: „Schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmut geäußert, den mir in jüngern Jahren die Lehre von den untern und den obern Seelenkräften erregte. In dem menschlichen Geiste sowie im Universum ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältnis aller Teile zu ihm manifestiert. Alle Streitigkeiten entspringen aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht. . . . Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiednen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt.“ Was Goethe in der Gedächtnisrede auf Wieland 1813 von diesem gesagt hat, das wollte er zweifellos auch von sich selbst gesagt haben, und daraus wird noch ein besonderer Umstand klar, der ihn von Kant trennte. „Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludierte und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nahe genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben dichtend sowie philosophierend ergangen hatten, sie mußten eine Drohhurg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten. Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre, und was hiervon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und Handelns, fester als bisher geschehn, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urteil verlangte, daß man, sag ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deshalb suchen würde, individuelles

Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsform [?] hervorzurufen.“

In Beziehung auf Philosophie, Poesie und bildende Künste ist die Befürchtung, das strenge kantische Gesetz möchte das freie Walten der Phantasie in ihnen beschränken, nicht in Erfüllung gegangen, denn die wissenschaftliche, die künstlerische und die dichterische Tätigkeit sind von keiner Art Polizei zu fassen. Dagegen hat die Begeisterung für das durchgreifende Walten eines die ganze Menschenwelt umspannenden Gesetzes mit Hilfe der modernen Technik über die Volkseigenheiten und das individuelle Gefallen in Beziehung auf die äußerliche Lebensführung gesiegt: der Kellnerfrack, der Zylinder und der Pariser Damenhut zieren nicht allein die hesperischen Gefilde, sondern auch die Niktatarakte und die Gestade des Stillen Ozeans. Am verhängnisvollsten aber hat die kantische Lehre in Verbindung mit der französischen Revolution, zu der sie die Theorie lieferte, auf dem politischen Gebiete gewirkt, an das Goethe gar nicht gedacht hat, und diese Wirkung würde ihm, wenn er sie erlebt hätte, am widerwärtigsten gewesen sein. Indem Kant und die unter seinem Einfluß gereiften preußischen Staatsmänner forderten, daß für alles, was Menschenantlig trägt, dasselbe Gesetz gelten solle, haben sie die Volkskraft im preußischen Staate entbunden und zugleich deren Tätigkeit geregelt und so Preußen groß gemacht. Aber zum politischen Dogma erhoben bedeutet jene Forderung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie und Kosmopolis als politisches Ideal, und die folgerichtig durchgeführte kosmopolitische Demokratie ist die internationale Sozialdemokratie.



## Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

2



Am 8. Mai verläßt Percy dann das ihm lieb gewordne Rosenberg, um die Spitäler an der untern Weichsel und in Pommerellen zu besichtigen und sich dann die Belagerung von Danzig in der Nähe anzuschauen. Marienwerder gefällt ihm sehr; es ist eine elegant gebaute, lebhafteste Stadt. Da es gerade Himmelfahrtstag ist, promenieren Preußen und Franzosen in festlichen Kleidern; namentlich sieht man schöne und anmutige Frauen in guten Toiletten. Das alte Domherrenschloß dünkt Percy wie ein Römerbau gewaltig. Am 9. Mai geht es über die Weichsel auf einer besonders sauber gehaltenen Brücke. Das hochragende Mewe macht in seinem Innern einen sehr gewöhnlichen Eindruck; doch imponiert das alte „Templerschloß“. Percy kann niemals so recht zwischen Templerherren und Deutschordensrittern unterscheiden. Durch Sand gelangt